

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 168.

Mittwoch, 1. Juli.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

Er ging auf und nieder im Zimmer, die Hände auf dem Rücken. Er sah nicht den Kampf und das heiße Flehen in dem todbleichen Gesicht des Mädchens. „Beim Dauphin bin ich gewesen und beim Höchstkommmandierenden dieser Rheinarmee. Beim Bischof war ich in seinem Palast, daß er möchte Fürbitte einlegen für Worms beim König. Sie sind alle bunte Puppen, die machtlos auf ihren hohen Stühlen sitzen. Macht- und kraftlos. Die nicht wagen, eine eigene Meinung zu haben und Deutschland zu helfen. Herr Gott! Hätte ich ein Heer! Hätte ich Soldaten! Ich könnte Worms retten und die ganze Pfalz. Nun muß ich tatenlos zusehen, wie sich die Heimat verblutet aus tausend Wunden. Das schmerzt. Das zehrt das Mark aus den Knochen.“

Er ließ sich schwer in einen Stuhl fallen und grub den Kopf in beide Hände.

Da ging leise die Tür auf.

Ein blonder Scheitel lugte schüchtern um die Ecke. Und eine Knabenstimme fragte tastend:

„Ist der Vater daheim?“ Seidenbender wandte sich und sah sein Kind stehen in der offenen Tür. Ein Leuchten kam in sein Gesicht, und alles Gequälte wich aus seinen Zügen.

„Ei Bastel, bist Du auf der Straße gewesen? Komm und begrüße die kranke Jungfrau dort im Lehnstuhl.“

Der Knabe schloß die Tür und kam eilig näher. Er lief auf Sibylle zu und schlang beide Armchen um ihren Hals.

„Ei, ich kenne die Jungfrau wohl, sie hat mich dazumal die Treppe hier heraufgetragen, als ich mein Knie verletzten.“

Und er schmiegte sich an Sibylle und streichelte ihre Wangen.

Seidenbender war aufgestanden und legte seine Rechte auf des Kindes Scheitel.

„O Ihr Kinder! Auf Euch ruht die Zukunft von Worms. Mögen wir Alten fallen und vergehen, — aber Ihr Kinder müßt bleiben. Vielleicht seid Ihr selber oder Eure Nachfahren einst die letzte Nacht am Rhein. Gott allein weiß es. Aber an uns ist es, ihnen ein leuchtendes und hehres Vorbild zu geben allezeit. Rein und makellos muß vor ihnen stehen die Ehre ihrer Eltern. Die Ehre ihres Vaterhauses. Nicht wahr, Sibylle Battenberg, — diese Ehre und Reinheit dürfen wir beide, — Sibylle, meinen Kindern nie nehmen. Nicht soll es in ihren Seelen sein, wenn sie einst zurückdenken an ihren Vater. Wem Kinder anvertraut wurden von Gott, der soll ihnen Vorbild sein. In allem. Was ist unser eigen Herz? Es hört einmal auf zu schlagen und muß dann stehen vor Gott und Rechenschaft ablegen. Stärker als unser Blut und unsere Sinne ist ewig unser Gewissen.“

Zu wem hatte Johann Friedrich Seidenbender das gesprochen? Zu sich selber? Zu Sibylle? Er beugte sich tief herab und küßte sein Kind auf die Stirn.

Dann ging er harten Schrittes aus der Tür. Auch das Kind verließ das Zimmer.

Sibylle war allein. Hoch und steil sah sie in ihrem weichen Lehnstuhl und achtete nicht ihres kranken Fußes. Ihre blauen Augen waren geradeaus gerichtet.

Aber sie sah in weite Fernen. Und ihr Herz ging in schweren, harten Schlägen, daß sie es fühlte wie einen körperlichen Schmerz. Was waren das für Worte gewesen?

Worte, die sich wie eine Mauer stellten zwischen ihm und ihr.

Worte, die wie Hammerschläge dröhnten in ihrem Ohr, und fortdröhnen würden in alle Ewigkeit.

Hatte er denn gelesen in ihrer Seele?

Und hatte er seine eigene Seele nicht selber bloßgelegt mit diesen Worten? Und hatte er nicht ein Ansehen an sie gestellt, das so groß und gewaltig war, wie es nie zuvor in ihrer Seele aufgestiegen?

Sich selber vergessen

Der Medikus hat angeordnet, daß Sibylle noch etliche Tage im Seidenbenderhaus verbleibt. Sie muß durchaus Ruhe haben, es sei alles noch zu sehr aufgewühlt in ihr nach dem schreckhaften Überfall. Denn woher sähe die Jungfrau sonst so bleich und angegriffen aus? Und äße so herzlich wenig, wie die Seidenbenderin ihm vorkam. Wenn es nicht besser würde, müßte er sie doch einmal zur Ader lassen.

Sibylle saß ganz still dabei und widersprach mit keinem Wort. Wozu sollte sie ihm auch noch von ihrer großen Schlaflosigkeit erzählen? Die sie Stunden um Stunden wach liegen ließ in der tiefen Stille der Nacht.

Aber eigentlich war die Nacht doch nicht still hier. Lange nicht so still wie sonst daheim im Wormser Haus. Ihr Gastzimmerchen lag hart an der Treppe, so konnte sie jeden Ton deutlich hören, der von den Küchenräumen unten und von der breiten Diele her zu ihr drang. Am meisten lärmten die Franzosen, die seit einigen Tagen hier in Quartier lagen. Ihr Gröhlen und Singen drang oft die halbe Nacht durch das Haus. Als Seidenbender sich hierüber bei dem Offizier beschwerte, hatte dieser lachend die Achseln gezuckt. „Was wollen Sie, mein Herr? Die armen Leute wollen auch einmal ihren Spaß haben. Und wenn die Wormser meinen, wir sollten nach unserer mitgebrachten Ordre unseren Unterhalt bezahlen, so sage ich Euch, was diese Ordre in Wirklichkeit heißt: „Wirt gib her, was ich haben will, oder ich trete dich mit dem Fuß und stoß dich zur Tür hinaus.“

Auch Seidenbender war machtlos.

Die oberen Gemächer wurden jetzt meist abgeschlossen, da Frau Elisabeth und die Mägde sich fürchteten vor Zudringlichkeiten der Franzosen, wie sie jetzt täglich bekannt wurden aus anderen Quartieren der Stadt.

Und wenn die Franzosen dann müde wurden vom Zechen und Gröhlen und endlich Ruhe eintrat im alten Hause, konnte Sibylle doch noch lange nicht einschlafen.

Sie lauschte auf das Weinen des kleinen Kindes vom Schlafgemach herüber und auf Frau Elisabeths beschwichtigende Worte. Und wenn das verstummte war und die Rathausuhr vielleicht schon die zweite Stunde geschlagen hatte, — dann drehte sich endlich ein Schlüssel unten in der Haustür, und Johann Friedrich Seidenbender kam heim. So lange dauerten jetzt immer die Sitzungen im Rathaus und die vielen und ernststen Besprechungen im Magistrat über die Not der Stadt.

Und dann begann in Sibylles Innerem das wilde Jagen ihrer eigenen Gedanken! Sibylle versuchte immer wieder, ihrer Herr zu werden, aber es gelang ihr nicht.

Oft, wenn die Müdigkeit gar zu groß geworden war, sanken ihr die Lider zu, und sie fiel in unruhigen, traumreichen Schlaf.

Dann sah sie die hohe, geschlossene Kutsche von Balthasar Gildenborn vorm Wormser Hause halten und den Schlag sich öffnen, sie zu empfangen. Aber nie konnte sie deutlich erkennen, wie der aussah, der da ganz hinten in den Sammetpolstern des Wagens verborgen saß. Nur seine Hand sah sie winken aus der offenen Glastür, und das Rascheln der Schleppe ihres weißseidenen Brautkleides hörte sie deutlich.

Da wachte sie mit einem halblauten Schrei auf und war in Schweiß gebadet.

Sie warteten nun schon den zweiten Monat auf Nachricht von Gildenborn, — konnte der Kurier nicht täglich kommen? Was sollte sie dann tun? Sollte sie der Ahne gehorham sein und mit einer Lüge hintreten vor den Altar? Sollte sie Balthasar Gildenborn betrügen, der ihr doch nichts zu Leide getan?

Und wie würde Seidenbender in seinem tiefsten Innern darüber denken? Und sah, — als das Erinnern dieses Namens, der Gedanke an diesen Mann wieder in ihr Bewußtsein kam, ward Sibylle sich ihrer Kleinheit und Ratlosigkeit von neuem bewußt.

O, wollte sie nicht stark und froh und hilfsbereit werden? Wollte sie nicht an das Schicksal der Stadt denken und nicht immer und immer an sich selbst? Sie dachte wieder so schwer und tief nach wie alle die letzten Tage schon. Ob sie Seidenbender einmal um Rat fragte? Und ihn bäte, mit der Ahne zu sprechen? Aber in demselben Augenblick verwarf sie den Gedanken auch schon.

Machte sie sich nicht lächerlich damit? Kommt nicht einmal für uns alle der Augenblick, wo wir uns nicht mehr auf andere verlassen dürfen, — sondern selber handeln und entscheiden müssen? Wo alles Schwache niedergetreten werden muß in uns, damit wir lernen, mit festem Auge dem Schicksal gegenüber zu stehen. Als Helden, — nicht als Schwächlinge. —

In die Fenster des Seidenbenderhauses scheint die Sonne. Wohl mitten hinein in ein großes und liches Gemach, in dem Kinderstimmen ahnungslos jauchzen. Mit hochgetrempelten Ärmeln steht Sibylle Battenberg gebückt an der kleinen Wanne, in der Batsels Schwesterchen im warmen Wasser plätschert. Wie dehnt es wohl die zarten, rosa Gliederchen! Wie strecken sich die Armechen in spielender Lust nach dem Bruder, der sich lachend über den Wannenrand beugt! Sibylle hat alles um sich her vergessen beim Anblick dieser jauchzenden Kinder. Und sie ist dankbar, daß Frau Elisabeth ihr diese liebe Arbeit heute anvertraute. Als sie das kleine, triefende Geschöpfchen aus dem Wasser gehoben und im gewärmten Tuche getrocknet hat, tritt die Mutter ein.

Ohne ein Wort zu sprechen, nimmt Frau Elisabeth Sibylle das Kind weg, um ihm Nahrung zu geben.

Sibylle räumt derweilen im Zimmer auf, indessen das Kindlein trinkt. Es ist heute ihr letzter Tag im Seidenbenderhaus. Ihr Fuß ist besser, und sie verlangt selber so sehr zurück zu den Eltern.

Als sie so hin und her geht in der Stube und die Dinge ordnet, muß sie dazwischen wieder und wieder verstohlen hinübersehen zu Mutter und Kind. Ist es nicht etwas Heiliges darum? Und ist es nicht die Pflicht eines jeden Menschen, daß man den Müttern fernhält unnötigen Kummer und Sorgen? Daß man sich hüte, den Müttern die Seele zu trüben, weil der Mutter Leid hinüberströmen wird in das Herz des Kindes?

Und Sibylle betet, indes ihre Hände ordnende Arbeit im Zimmer tun:

„Daß mich nicht sündig werden, mein Gott, an dieser Mutter! Auch nicht in den tiefsten und verborgensten Gedanken meines Herzens. Daß ich ihr frei in die

Augen sehen kann allezeit. Daß ich ihr helfen kann, sobald sie meiner Hilfe bedarf!“

Und dann kann Sibylle es nicht lassen. Sie muß niederknien vor Frau Elisabeth und dem Kinde und sagt leise und innig:

„Wie seid Ihr doch so überreich, Seidenbenderin! Wie muß es doch das Höchste für die Frau sein, ein Kind zu hegen an der Mutter Brust! O, könnten wir alle helfen dazu, daß Ihr froher ausschautet und glücklicher, Frau Elisabeth! Daß all das Kleine, Müde, Euch nicht so niederzöge in des Alltags Tiefen!“

Die Seidenbenderin sah etwas erstaunt und abweisend auf das kniende Mädchen. Sie konnte diesen Überschwang der Gefühle nicht begreifen.

„Weiß nimmer, was Ihr da schwäget, Jungfrau. Und es ist doch wahrhaftig ein Elend, just leben zu müssen in diesen bösen und üblen Zeiten. Nimmer geruhig und beschaulich das Dasein zu genießen, sondern allweil in Furcht und Angst zu schweben vor dem bösen Feind. Was bleibt da noch viel Freude übrig an Mann und Kindern?“

Sibylle gab keine Antwort. Langsam hob sie sich von den Knien. Ihre Augen ruhten auf den blonden Häuptern der beiden Kinder. Die Sonne hatte leuchtendes Licht darüber gegossen, so daß die Locken glänzten wie Gold. Und auch über die Wiege goß die Sonne noch einen Schein von goldenem Licht.

Rund um das Wormser Haus hat eine leichte Schneedecke alles in ihre weißen Schleier gehüllt. Aber es ist ein klarer Wintertag heute, mit hellem Frost und Sonnenschein.

Längst hat auch das Wormser Haus Einquartierung erhalten.

Wieder ist die große Diele des Wormser Hauses von Sonne durchflutet. Die Spiegelte sich in all den blanken Messingknäusen und in dem zitternden Rauchgold, das vom Erntekranz an der Decke niederhängt. Wieder wie damals vor Monaten steht Sibylle an dem schweren Eichentisch, um die Stöße von weißem Leinen zu sortieren, die aus der Wäsche gekommen sind. Und wie damals hebt sich der schwere Klopfer an der Haustür, und es tönt in wuchtigen Schlägen durch die Diele.

Sibylle zögert ein wenig, dann sieht sie durch das Guckloch an der Tür.

Es steht kein Franzose davor, sondern wieder der pfälzische Kornett in dem bunten Koller mit den hohen Stulpspießeln. Den großen Federhut ehrerbietig in der Hand.

Da weiß sie, was er ihr bringt.

Sie greift sekundenlang an ihr Herz, dann flüstert sie: „Sei stark, froh und hilfsbereit“ — und öffnet selbst die Tür.

Er spreitet die Beine und meldet in dienstlicher Stellung:

„Mein Herr, der Hauptmann Gildenborn läßt sagen, daß er in dreien Tagen hier wäre, die Jungfrau Sibylle Battenberg abzuholen nach Holland. Durch all die Unruhen und das Kriegsgetümmel hat er sich also verspäten müssen. Er bittet, ihm dasselbe nimmer zu verargen und entbietet seinen allergehorhamsten Gruß!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Regenbogen.

Bern vergroßt am Horizont, schwieg das Gewitter. Duftend liegt und glühend betropft die Erde. Aus geborstnen Wolken rieselt Silberflitter Wie gestillten Kummers lächelnde Gebärde.

Regen sprüht noch in der Luft mit dünnen Schauern. Licht durchstäubt ihn mit dem Gold der Sonnengarden Wölbt aus Dämmerung und wolkensträubem Trauern Himmelwärts die Brücke steil aus sieben Farben.

Mit der Erde einen neuen Bund zu schließen, Sandte Gott das leuchtende Versöhnungszeichen, Gnadenhoffnung flammend noch, wenn im Zerfließen Dunklen Grundes auch die schlanken Pfeiler bleichen.

Heinrich Leis.

So ist der Orient...

Geschichten erzählt von Leo Matthias.

„Griff in den Orient“ nennt Leo Matthias, der auf einer größeren Fahrt durch Vorderasien sich in die geistigen, wirtschaftlichen und politischen Probleme dieser von abendländischen Einflüssen heute durchgezogenen, aber in ihren Tiefen unerschütterten Kultur vertieft hat, ein soeben beim Bibliographischen Institut in Leipzig erscheinendes Buch. Er will „eine Reise und etwas mehr“ geben, und es gelingt ihm in seinen ebenso spannenden wie unterhaltenden Beobachtungen, die geheimnisvolle und ewige Stimmung des Orients herauszubekommen. Dies geschieht auch in den folgenden drei Geschichten, die er einem genauen Kenner des Landes nach erzählt. Die Schriftleitung.

Zwei Perser zählen.

Wenn man einen Perser fragt: „Wieviel Kinder haben Sie?“ so sagt er: vier oder fünf. Hat man dann Gelegenheit, diese Kinder zu sehen und sie zu zählen, so sind es drei oder sechs, je nachdem. Es wird keiner weiteren Erläuterung bedürfen, daß eine derartige Lieblosigkeit beim Zählen im geschäftlichen Leben manchmal nicht angenehm ist. Ich will von einem solchen Fall berichten. Es war in Persien, und es war bei meinem Freunde Charles Humphrys gerade ein Posten Teppiche angekommen, die der Bureaudiener Ali zählen sollte. Es war ein ziemlich großer Haufen, und Ali brauchte für diese Arbeit viel Zeit.

Mein Freund konnte nicht solange warten. Er hatte eine Besprechung außerhalb der Stadt und bat mich, ihn für diese Zeit im Bureau zu vertreten. „Nun, wieviel Teppiche sind es?“ fragte ich Ali, als er schließlich zurückkam. „Es sind so ungefähr vier- bis fünfhundert“, sagte Ali. Zu seiner Überraschung befriedigte mich diese Auskunft keineswegs. Ich sagte mit Nachdruck, er solle möglichst genau zählen. Ali verschwand.

Es war schon Nachmittag geworden, als er endlich erschien. Er hatte den zweiten Bureaudiener, seinen Freund Husain, mitgebracht. „Nun, wieviel Teppiche sind es?“ fragte ich Ali. „Es sind dreihundert oder dreihundertfünfzig.“ Ich war auf Ali sehr ärgerlich. „Du Dummkopf“, sagte ich, „du sollst genau zählen.“ Ich fragte Husain, ob er vielleicht wisse, wieviel Teppiche angekommen seien. „Ich weiß es nicht“, sagte Husain. „Aber es sind etwa hundertundfünfzig.“

Ich freute mich, endlich eine halbwegs vernünftige Antwort zu bekommen, schickte Ali fort und beauftragte Husain mit der Zählung. „Ich hoffe, daß du mich verstehst, Husain, du sollst jeden Teppich in die Hand nehmen und zählen.“ Und um es ihm ganz deutlich zu machen, was ich meinte, riss ich ein paar alte Kalenderblätter ab und zählte sie auf den Tisch. „Eins — zwei — drei — vier ... und so weiter. — Nicht wahr?“ Husain nickte.

Mein Freund war mittlerweile zurückgekommen, und ich berichtete ihm, was sich inzwischen zutragen hatte. Er lachte und sagte, Ali sei ein Dummkopf. Ich hätte recht getan, die ganze Sache Husain zu übergeben. Wir warteten nun auf Husain. Nach etwa zwei Stunden — es war kurz vor Büreauschluß — kam er sichtbar stolz zurück. „Nun, wieviel Teppiche sind es?“ fragte ich. Husain lächelte. „Es sind einhundertundvierzig, Herr.“ Ich weiß nicht, woran es lag, daß ich trotz dieser exakten Auskunft etwas mißtrauisch blieb. Ich fragte: „Bis zu welcher Zahl hast du gezählt?“ „Bis hundertdreißig“, sagte Husain. „Der Rest — das sind etwa fünfzehn.“

Der Soldat.

Es war zur Zeit jener Unruhen an der russisch-persischen Grenze, denen erst durch die Regierung Abba Schahs ein Ende gemacht wurde. Ich hielt mich damals in einer kleinen Stadt südlich der Revir auf und traf dort zufällig einen Soldaten, der bei diesen Unruhen dabei gewesen war. Die Begegnung kam mir sehr gelegen; ich war seit langer Zeit darauf aus, etwas über die Beziehungen zwischen Persern und Bolschewisten zu erfahren. „Also wie war das bei den Unruhen, Husain?“ fragte ich meinen Mann. „Oh, Herr“, sagte Husain, „es war ganz schrecklich. Ich habe mich niemals vor dem Krieg gefürchtet, aber damals habe ich es getan.“ „Erzähl mir, warum.“ „Oh, Herr“, sagte Husain, „diese Russen sind Dummköpfe. Wie kann man mit Dummköpfen Krieg führen?“ „Da hast du recht“, sagte ich zu Husain. „Aber warum sind die Russen Dummköpfe?“

„Wenn du mir dein Ohr schenken willst“, sagte Husain, „will ich es dir gern erzählen. Also denke dir, daß wir hier stehen und dort stehen die Russen.“ Husain piekte mit dem Finger zwei Punkte ins Leere. Ich nickte zum Zeichen, daß ich begriffen hatte. Husain fuhr fort: „Wir stehen hier mit

Gewehren, und die Russen stehen dort mit Gewehren. Wir konnten uns beide sehr gut sehen. Und was glaubst du nun, was die Russen getan haben?“ Ich versuchte, aus meinen Augen zwei große Fragezeichen zu machen. „Nun, ich will es dir sagen“, fuhr Husain fort, „sie nahmen ihre Gewehre und legten an.“ Ich schüttelte mißbilligend den Kopf. „Als wir das gesehen haben, sind wir natürlich sofort wegelaufen.“ „Und was taten die Russen?“ fragte ich. „Nun, Herr — ich habe in meinem Leben niemals solche Dummköpfe gesehen. Sie ließen uns nach.“

Eine unvergleichliche Antwort.

Es war auf einer kleinen namenlosen Insel im Persischen Golf. Ich war zwei Tage mit dem Schiff gefahren, vier Stunden mit dem Ruderboot, und dann hatten mich die breiten Schultern eines Persers in halbständigem Marsch durch das flache Wasser getragen. Die persische Regierung war der Ansicht gewesen, ich sei pestverdächtig. Hier, auf dieser Insel, wurde ich ausgeliefert. Die Insel war unbewohnt. Ich habe auf ihr nichts anderes als ein paar verlassene Hütten und Heuschrecken gefunden. Aber da mein Araber, auf dessen Schultern ich hierher geritten war, nicht wiederkam, und überhaupt nichts kam als der Wind, so blieb mir nichts anderes übrig, als mich mit dieser Quarantäne abzufinden.

Es war eine abscheuliche Quarantäne, und schon am zweiten Tage wurde es mir zu viel. Ich bekam nichts zu essen. Auch hatte man mir verboten, mein Bett mitzunehmen, und ich konnte in den elenden Holzkästen, die für Europäer bestimmt waren, nicht schlafen. Ich war sehr erfreut, am zweiten Tag festzustellen, daß bei Ebbe zwischen der Insel und dem Festland ein Landstreifen sichtbar wurde, der zwar außerordentlich schmal war, aber immerhin bis zum Ufer führte. Ich lief sofort zu meiner Hütte und holte aus meinem Gepäck den Badeanzug heraus. Eine halbe Stunde später wanderte ich in der Hoffnung, noch am gleichen Tag das Festland zu erreichen, auf der Sandbrücke durch das Meer. Ein, zwei Stunden ging alles gut. Die Sonne war milde, und der Sand hielt. Aber dann kamen Löcher, die man nicht sehen konnte, weil eine Lehmblase darüber stand, und wenn man in diese Löcher hineintrat, so quatschte der Schlamm, und die Beine versanken. Es blieb nichts anderes übrig als umzukehren.

Ich hatte die Insel noch nicht erreicht, als ich ein Motorboot sah, das in rasender Fahrt näherkam. Man hatte meinen Fluchtversuch vom Festland aus beobachtet. Ich triumphtierte. Endlich, dachte ich, schickt man mir jemanden her, der mich versorgt oder mich abholt. Aber statt eines Kochs oder eines Hafenbeamten entstieg dem Boot ein Soldat, ein richtiger Soldat mit einem Gewehr. Und auf dem Gewehr saß sogar ein Bajonett. Das Gewehr mit dem Bajonett kam auf mich zu. Was sollte ich tun? Ich drehte dem Gewehr den Rücken und verschwand in meiner Hütte. Daraufhin aber pflanzte sich der Soldat samt Bewaffnung vor meinem Eingang auf. Ich war ein Gefangener.

Es wurde mir nach vierundzwanzig Stunden langweilig, ein Gefangener zu sein. Ich versuchte, mich mit der bewaffneten Nacht, die barfuß im Sand stand, zu unterhalten. „Wie ist das nun eigentlich“, fragte ich, „mußt du hier Tag und Nacht vor meinem Zelt stehen?“ „Ich muß in deiner Nähe bleiben“, sagte die bewaffnete Nacht. „So, so.“ „Erwiderte ich. Und wenn ich nun weglaufe?“ „Wirst du auf mich schießen?“ Die bewaffnete Nacht betrachtete mich mit groben persischen Augen und schwieg. „Ich meine — hast du Befehl, auf mich zu schießen, wenn ich fliehe?“ „Herr“, sagte die bewaffnete Nacht und bekam plötzlich ein sehr weißes Gesicht: „Herr, du bist nicht der Mann zu fliehen, und ich bin nicht der Mann zu schießen.“

Das Todesauto des Bettlerkönigs.

Von Dr. Volkmar Iro.

Der geheimnisvolle Mord an dem angesehenen Kaufmann Taitang, der im Luxusviertel von Singapur eine der prachtvollsten Villen bewohnte, hatte durch die ungewöhnlichen Begleitumstände größtes Aufsehen erregt:

Man fand Taitang erdrosselt und mit abgehacktem Hals in seinem schwervergoldeten Sarg auf, der, wie bei allen vornehmen Chinesen, als Brunnstüd des Hauses im Empfangsraum der Villa stand. Das Gesicht des Toten war mit schwarzer Farbe bemalt, um seinen Hals war sein abgehackter Kopf geschlungen, es handelte sich also um einen Racheakt, denn es gilt bei den Chinesen als die grausamste Vergeltung, wenn man einem Toten die Ohren oder Nase abschneidet oder sein Gesicht mit Farbe bestreicht, denn er muß dann in seinem nächsten Leben ebenso ver-

stammelt und verunstaltet erscheinen. Der von den Tätern mit einer Nadel an der Hand des Toten befestigte, rote Papierstreifen bewies, daß eine der zahllosen Geheimgilden Singapores am Werk gewesen war.

Dieses Chicago Affens beherbergt eine ganz ausgezeichnet organisierte Unterwelt, die sich aus Verbrechern aller Rassen und Hautfarben, aus Opiumschmugglern, Mädchenhändlern und nicht zuletzt aus Tausenden von chinesischen, malaiischen und indischen Bettlern zusammensetzt. Diese Armisten der Armen, die in der jämmerlichsten Weise ihr Leben fristen, werden aber in Singapur, ebenso wie in vielen chinesischen Städten, noch obendrein von ihrem Bettlerkönig ausgebeutet, der in jedem Stadtabschnitt seine Steuern durch Agenten erheben läßt. Die Bettler haben täglich eine bestimmte Abgabe an diese Blutsauger zu zahlen, die dafür den Bettelverkehr in den Straßen regeln, je nach der Bezahlung bessere oder schlechtere Plätze vergeben und jeden Bettler, der die Zahlung verweigert, mit Gewalt vertreiben. Diese Organisation wird fast ausschließlich von Chinesen durchgeführt, die eigentlichen Macht haben halten sich aber im Hintergrund, und besonders der jeweilige Bettlerkönig ist eine geheimnisvolle Persönlichkeit, den die Bevölkerung ebenso wenig kennt wie die ausgeplünderten Bettler. Dieser Bettlerkönig ist meist auch das Oberhaupt etlicher anderer Verbrechergilden und nützt seine dunkle Macht zu den unverschämtesten Erpressungen aus, der Kampf gegen diese asiatischen Freibeuter der Unterwelt ist in der Regel ebenso erfolglos wie in Amerika.

Der Ermordung des reichen Kaufmanns Taitang folgte am gleichen Tage ein zweites Verbrechen, zwei Araber wurden an der Stadtgrenze in einem Auto erschossen. Zeugen berichteten, daß der Tat ein erbitterter Kampf zwischen den Insassen vorangegangen war, bei dem einige zerlumpte Männer verletzt wurden, die aber sofort von einem zweiten Wagen, der dicht folgte, aufgenommen wurden. Man konnte einen der Verwundeten ausforschen und seine Aussagen deckten die geheimnisvollen Fäden auf, die aus der Unterwelt Singapores zu Taitang führten.

Die beiden Araber waren die Räufelstörer einer Verbrecherbande und zugleich die Vollstrecker der Geheimurteile des Bettlerkönigs, der jede Auflehnung gegen seine Macht mit dem Tode bestrafte. Die Araber luden ihre Opfer unter dem Vorwand, daß man ihnen in einem entfernten Stadtteil einen besseren Bettelplatz zuweisen werde, in das Todesauto und ließen sie dann im Dschungel oder im Meer spurlos verschwinden. Ein Ritschakuli, dessen Bruder von einer solchen Autofahrt nicht zurückgekehrt war, lauerte den zwei Mördern wochenlang auf und beobachtete dabei, daß sie wiederholt den reichen Taitang in seiner Villa besuchten. Der angebliche Kaufmann wurde jetzt nicht mehr aus den Augen gelassen, man verfolgte ihn bei seinen Besuchen in entlegenen Verbrecherpelunken, stellte fest, daß er der gefürchtete Bettlerkönig war und durch die beiden Araber seine Herrschaft ausübte.

Die Unterwelt Singapores arbeitet rasch, und Taitang hatte trotz aller Vorsichtsmassnahmen seiner Geheimgarde bald Gelegenheit, seinen Bruntjara zu benützen. Sein Tod dürfte aber die Bettlerschaft Singapores kaum von ihren harten Steuern befreien, denn die eiserne Faust der geheimen Königs wird auch in Zukunft jeden fassen, der ihr den Tribut verweigert.

Der Pechvogel.

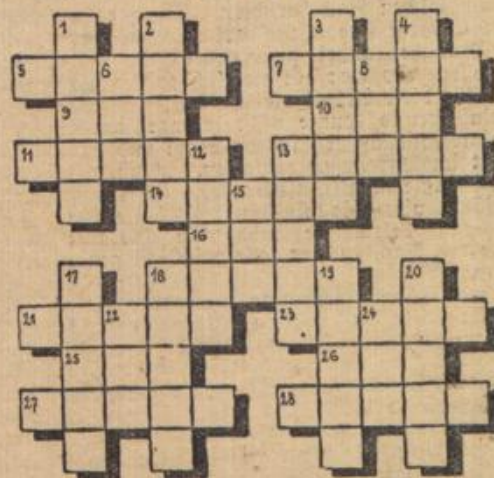
Von Charlie Roellinshoff.

Sie kennen ihn sicher. Er ist ein unauffällig gekleideter Herr undefinierbaren Alters, mit einem undefinierbaren Hut und mit einem undefinierbaren Lächeln. Manche Leute meinen, es sei gar kein Lächeln, es sei mehr ein Weinansatz. Er pflegt in öffentlichen Stätten, wie in Bahnhöfen, Parkanlagen, Postämtern oder Lesehallen, an Sie heranzutreten. Zumeist erwischt er den Augenblick, da Sie mitten in einer dringlichen Überlegung oder Berechnung stehen. Er tritt Ihnen auf den Fuß, lüftet mit einer Entschuldigung den Hut und schlägt Ihnen dabei den Kneifer von der Nase. Jetzt bückt ihr euch beide, wobei er mit dem Kopf gegen Ihre Stirn knallt. Gott sei Dank ist der Kneifer ganz geliebt und liegt blinzelnd hinter ihm. Sie machen ihn darauf aufmerksam, er tritt zurück, mit dem Abfah auf das rechte Kneiferglas, das in tausend Staubchen zerknistert. Behutsam bückt er sich, um wenigstens die andere Hälfte zu retten. Diese zerbricht ihm zwischen Zeigefinger und Daumen, wobei er sich empfindlich in den Handballen schneidet. Drei bis sechs Blutropfen fallen auf seinen grauen Anzug. Ihm tut das alles entsetzlich leid, aber er ist nicht mehr in der Lage, solches zu zeigen. Zu viel dergleichen hat er schon erlebt. Resigniert greift er

in die Westentasche, um seinen Füllfederhalter zu ziehen. Er will Ihnen seine Adresse geben, damit Sie sich auf seine Rechnung einen neuen Kneifer machen lassen können. Der Füllfederhalter will nicht aus der Westentasche, er hat sich irgendwo festgehackt. Er reißt, was er kann. Endlich hat er den Füller. Daran hängt das Westentaschenfutter. Er will es mit einer heftigen Bewegung von sich schleudern. Hierbei löst sich die obere Kapfel des Füllfederhalters. Jetzt sieht ihr beide aus wie die Giraffen. Inzwischen hat er den Füllhalter in die Westentasche zurückgesteckt. Da er vergessen hat, die Kapfel darauf zu setzen, und da die Westentasche ja kein Futter mehr hat, ergießt sich der Rest der Tinte über seine Unterwäsche.

Jetzt sind Sie ihn wenigstens los. Er rennt, was er kann, zur Waschlgelegenheit und schließt die Tür hinter sich. Hierbei klemmt er einen Rodzipsel in die Türspalte. Sie gucken hin. Nach etwa einer Viertelminute sehen Sie, wie sich der einsame Rodzipsel leise bewegt und dann herunter fällt. Von drinnen aber hören Sie, wie ein großer Spiegel in Trümmer geht. Gleichzeitig macht sich Brandgeruch bemerkbar. Zum Schluß kommt der Toilettenmann herausgestürzt und schreit: „Wasserrohrbruch!“

Kreuzworträtsel.



Von links nach rechts: 5. Sechshunde. 7. Männlicher Vorname. 9. Nebenfluß des Neckars. 10. Tiername der Fabel. 11. Körperteil. 13. Türkischer Gelehrter. 14. Beispiel. 16. Fluß in Bayern. 18. Biblische Frauengestalt. 21. Fluß in Schlesien. 23. Schöpferische Kraft. 25. General Napoleons. 26. Pöbel. 27. Furcht. 28. Nebenfluß der Havel. — Von oben nach unten: 1. Überirdischer Begriff. 2. Sonnenkönig. 3. Absonderung eines Körperorgans. 4. Brotinneres. 6. Einfarbig. 8. See in Irland. 12. Altromische Münze. 13. Papstname. 15. Kleiner Wald. 17. Freudiger Gemütszustand. 18. Deutscher Dichter. 19. Auffahrt. 20. Gelbstück. 22. Türkischer Titel. 24. Teil des Hauses.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 161: Waagrecht: 1. Walter. 6. Saul. 8. Ur. 10. Otto. 12. De. 14. Leid. 16. Messer. — Senkrecht: 2. As. 3. Rau. 4. Kur. 5. El. 7. Pol. 12. Des. 13. Eis. 14. De. 15. De.

Scherz und Spott

Eht mehr Früchte.

„Vor allen Dingen müssen Sie mehr Obst essen, und besonders mit Schale! Die Schale enthält alle wichtigen Bestandteile und Vitamine, die der Mensch für seine Gesundheit braucht. Abgesehen, welches sind denn Ihre Lieblingsfrüchte?“

„Kofosnüsse!“

(Tit-Bits.)

Die Verwechslung.

„Das war eine furchtbar peinliche Geschichte: Es war ganz dunkel im Zimmer, da kam eine Frauengestalt herein, und ich küßte sie.“

„Ach so, Du dachtest, es wäre Deine Frau!“

„Es war meine Frau!“

(Kaspar.)